

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 47

Artikel: Die Leute vom Kappenberg [Schluss]
Autor: Wagner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
.. Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern ..

22. November

□ □ Liebe. □ □

Don Hermann Hesse.

Wieder will mein froher Mund begegnen
Deinen Lippen, die mich küßend segnen,
Deine lieben Finger will ich halten
Und in meine Finger spielend falten,
Meinen Blick an deinem dürstend füllen,
Tief mein Haupt in deine Haare hüllen,
Will mit immerwachen jungen Gliedern
Deiner Glieder Regung treu erwidern

Und aus immer neuen Liebesfeuern
Deine Schönheit tausendmal erneuern,
Bis wir ganz gestillt und dankbar beide
Selig wohnen über allem Leide,
Bis wir Tag und Nacht und heut und Gestern
Wunschlos grüßen als geliebte Schwestern,
Bis wir über allem Tun und Handeln
Als Verklärte ganz im Frieden wandeln!

Die Leute vom Kappenberg.

Eine Berner Novelle von Hans Wagner.

6.

Es war etwas Feines, Edles, männlich Schlichtes in der Art, wie Pfarrer Alpach jedem Einzelnen die Hand zum Gruße reichte.

Leise entfernten sich alsdann die Dienstboten.

Da lud Hermann den Pfarrer zum Sitzen ein. Doch er blieb stehen, fuhr sich mit der Rechten durch das rabenschwarze Haar, und mit einem herzhaften Lächeln auf dem klaren Angesicht begann er zu sprechen: „Es drängt mich, eh ich mir Platz nehme, Ihnen frei und offen zu sagen, warum ich so ganz unvermittelt in Ihr Haus herein geschneit komme. Man hat mir den Hergang meiner Wahl erzählt, und nun trieb es mich — vielleicht war's Neugier, aber es war, will's Gott, auch ein bisschen mehr — nun gut, es trieb mich, Ihnen, Herr Frank, als meinem guten Gegner, und Ihnen“ — er wandte sich Hermann zu — „als meinem tatkräftigen Freunde die Hand zu schütteln, denn es ist mir ein großer Trost, hier solche Männer zu finden, die für ihre Ueberzeugungen im Kampfe einstehen, auch wenn er Opfer fordert, große Opfer.“

Seine Züge waren ernst geworden. In seinen Augen brannte ein prächtiges Feuer.

Maria blickte darenin wie in das aufgehende Licht.

Und der Pfarrer fuhr fort: „Denn meine Feinde, meine wahren Feinde, sind nur die Lauen, die Oberflächlichen, die geist- und gemüthlosen Polsterer und Spötter. Aber allen Kämpfern um Wahrheit bin ich als Mitstreiter innig verbunden. — Das Ihnen zu sagen, bin ich hergekommen.“

Hermanns Augen glänzten. Voll glückseliger Gefühle blickte er hinüber zum Vater. Der saß am Tische mit gefalteten Händen und mit gesenkter Stirn.

„Was sagte doch der Mann? — Allen Kämpfern um Wahrheit.“ Er überlegte. — Und plötzlich fuhr er empor aus seinem Sinnen und fragte, wie einst Pilatus: „Was aber ist Wahrheit? — ist denn Ihnen Wahrheit?“

Der Pfarrer war überrascht. Aber schnell gefaßt antwortete er: „Wahrheit ist Einssein mit seinem Gewissen — nennen Sie's Einssein mit Gott!“

Da reichte ihm der Bauer die Hand. „Ich will versuchen, Herr Pfarrer, Sie zu verstehen.“ Und plötzlich wieder in Gedanken versunken, fügte er hinzu: „Weiß Gott! Vielleicht am Ende — —.“ Doch da schwieg er.

* * *

Der Besuch des Pfarrers bedeutete für die Leute am Kappenberg eine Entspannung und Befreiung von dunklem

Drucke. Es ging eine Kraft von diesem Manne aus, und wenn man seiner gedachte, so war man eins, war willig zu allem Guten.

Und bald fühlte man seine Hülfe überall. Er besuchte Kranke und Arme und schonte dazu keinen Weg, nicht Wetter und Nacht. Er stellte sich an die Spitze aller gemeinnützigen und wohltätigen Unternehmungen und wußte jeden zu brauchen nach seiner Kraft.

Er wurde ein häufiger Gast auf dem Rappenberg. Mit Interesse hörte er von der vielseitigen Arbeit Marias.

„Es gibt Leute, sagte er, „die tragen reicheren Gewinn aus privaten religiösen Zusammenkünften, als aus denen der offiziellen Kirche. Warum denn sollte ich sie also stören?“

Berwundert hörte Frank ihn so reden, und ein verfühlicher Geist erwachte in ihm. Zwar wich er keinen Zoll von seinem Glauben ab, und wenn er den Pfarrer und seinen Sohn so eifrig an ihrem Werke sah, so wollte er nicht zurück bleiben, sondern ermunterte sich zu einer gesteigerten Werbetätigkeit seinerseits.

Eines Tages kamen die drei auf Hermanns Bücher zu sprechen. Da vernahm der Bauer, daß Hermann seit jenem Morgen keines mehr gelesen hatte.

„Ich gebe sie Dir wieder,“ sprach er gerührt.

Von dem freieren Geiste, der auf dem Rappenberg nun Einzug gehalten hatte, profitierte zuerst der kleine Thoni.

Er trat vom Jünglingsverein zurück, weil er sich nicht mehr fürchtete vor dem Unwillen seines Meisters. Und dann begann er ein liebedliches Leben. Er wurde ein Spötter und geistloser Lasterer. Als alle Mahnungen nichts nützten, da bat Hermann den Vater, ihn zu entlassen. So kam er vom Hofe fort.

Der Melker Heß hatte den Wechsel der Dinge auch gesehen und schüttelte den Kopf darüber. Eine kleine Zeit lang wartete er ab; dann kündete er die Stelle und ging.

Nur Zahnd blieb. Er war immer Hermanns Lieblingsknecht gewesen. Ihm anvertraute er manche seiner Kämpfe und Nöte. Und so wuchs Zahnd mit ihm.

Es ging nun alles seinen guten Weg.

Aber nicht lange dauerte die Ruhe. Mit Schrecken hatten Rolli und seine Vorgesetzten den Einzug des neuen Geistes auf dem Rappenberg mitangesehen. Sie befürchteten den Verlust einer ihrer Hochburgen. Aber sie waren entschlossen, aufs Außerste zu widerstehen. Nun war es an der Zeit, eine Verbindung des Predigers Rolli mit der Tochter Franks zu befürworten. Dann würde Rolli, dachte man, droben am Rappenberg seine Wohnung nehmen und seinen Einfluß dort oben in gesteigertem Maße geltend machen.

Und so warb denn Herr Hauser im Namen Rolli's und des gesamten leitenden Komitees in einem laugen Briefe um die Hand Marias.

„Um unserer guten Sache und des heiligen, lauteren und unverfälschten Evangeliums willen spricht ein freudiges Ja!“ So hieß es in dem Schreiben, das Frank am folgenden Tage erhielt.

Er war wie aus allen Himmeln gefallen. Wie mit Knütteln geschlagen, so war er.

Was forderte man von ihm? Sein Kind! seine Maria!

Da spürte er plötzlich, was sie in dieser Zeit ihm und allen gewesen war. Und die Erkenntnis durchfuhr ihn, daß ohne sie Eintracht und Friede schon längst gewichen wären vom Rappenberg.

Und die — die sollte er geben? — — O nein, niemals — das konnte er nimmermehr.

Allein — um Gottes und seines heiligen Sohnes willen — was sollten die weitem Worte bedeuten, die da standen?

„Denn es ist Ihnen vielleicht nicht bewußt,“ hieß es, „in welcher Gefahr Sie selbst und die armen, Ihnen anvertrauten Seelen durch den wachsenden Einfluß des Pfarrers Alpach und Ihres eigenen Sohnes geraten sind — eine Gefahr, die uns das Schlimmste für ihr zeitliches und ewiges Heil fürchten läßt. Und all Ihr Glück und Unglück liegt jetzt in Ihrer Hand. Bedenken Sie das?“

Und nun begann der Kampf in der Brust des Bauern — ein Kampf, der sein Gesicht fahl, seine Augen glanzlos, seine Stimme matt und hohl und seinen Gang wie den eines Trunkenen machte.

Man geriet in Angst, man fragte, man bat, man schmeichelte. Tagtäglich erwartete man irgend ein Neues, eine Lösung, eine Befreiung von lastendem Druck.

Da eines Abends wurde Maria zum Vater ins Zimmer gerufen.

Er saß mit aufgestützten Armen am Tische und barg sein Gesicht in beiden Händen. Vor ihm auf dem Tische lag ein aufgeschlagener, vielfach zerknitterter Brief. Als er sie eintreten hörte, da wandte er sich hinüber zu ihr. Er tat es scheu und schüchtern. Seine Lippen zuckten und die Augen hatten fiebernden Glanz.

Dann hob er die Hand, und ohne ein Wort zu sprechen, reichte er Maria den Brief.

Sie las, sie erbleichte. Tränen stürzten aus ihren Augen.

Und plötzlich brach ein Schrei über ihre Lippen, darob sein Herz zu erstarren drohte.

Wie leblos sank sie an seine Brust. Und als er sie umfaßte, da war es wie ein Köcheln, was er hörte: „Ich — kann nicht — Vater!“

Er aber erwiderte ebenso tonlos: „Gott will es!“

Hierauf erhob sie sich, und wie eine dem Tod Geweihte ging sie hinaus.

* * *

Die lange Nacht verging.

Wieder stand Maria an ihrer Arbeit und bereitete das Morgenessen. Aber ihr Antlitz war fahl — ihre Züge leblos — wie tot. Und nur die Augen lebten. Sie waren wie zwei müde Opferflammen.

Da öffnete sich eine Tür nebenan. Der Vater trat heraus.

Ein unendlich wehes Lächeln ging über Marias Züge.

Sie trat zu ihm, und er fuhr mit seiner Hand über ihr dunkles Haar.

Da neigte sie ihr Haupt an seine Brust und unter Schluchzen sprach sie: „Sein Wille geschehe!“ — — —

Allein mit einem Mal erschrak der Bauer!

Was für ein Zittern ging durch diesen Leib — ein Schauer, und jetzt — jetzt sank das Haupt, die Arme lösten sich. — —

Er umschlang die sinkende Gestalt, er drückte sie an seine Brust.

„Maria!“ schrie er. Ein röchelnder Laut war die Antwort.

Es war ihm, als würge eine unsichtbare Macht seine Kehle mit ächzenden Seilen.

Aber er riß sich los. Er preßte die Gestalt fester und hob sie empor.

Dann trug er die Leblose in ihre Kammer. Ein Blutstrom rieselte aus ihrem Munde.

Der Tag verging, ohne daß sie die Besinnung wieder gewann.

In der Nacht wachten Vater und Bruder an ihrem Lager.

Da fing sie an zu fiebern. Abgerissene Worte kamen von ihren Lippen, Worte voll Qual oft, oft voll seliger Wonne.

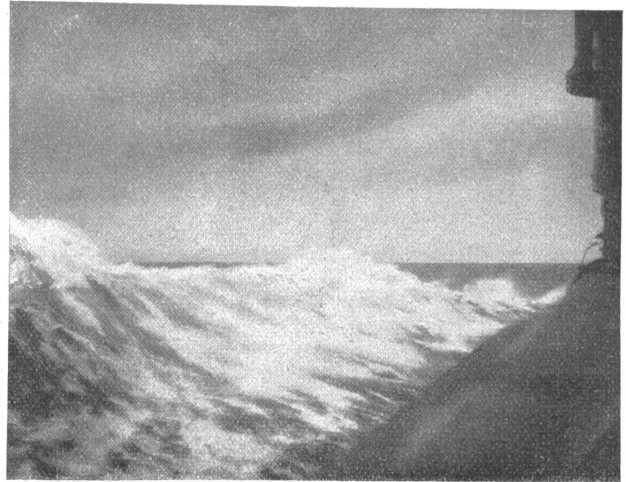
Am Morgen schon sehr zeitig erschien der Pfarrer Alpach zu Besuch.

Die Fieber der Kranken waren nicht gewichen. Als er eintrat, schlug sie die Augen auf und sah ihn einen Augenblick lang in höchster Seligkeit an. Dann faltete sie die Hände über ihrem Angesicht und verharrte so lange Zeit.

Gegen Mittag gewann sie allmählich die Besinnung wieder. Allein sie war sehr schwach. Und sie fühlte, wie der Tod nun kam. Der Vater und Hermann wichen nicht von ihrem Lager.

Da faßte sie leise ihre Hände und sprach: „Nun aber

bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Die Liebe aber ist die größte unter ihnen. — Gott — ist — die — Liebe!“



Auf dem Ocean.

Dann schlummerte sie sanft und friedlich ein.

Es waren ihre letzten Worte gewesen.

Als tags darauf der Pfarrer Alpach wiederum erschien, da reichte ihm der Bauer stumm die Hand, und ihre Augen begegneten sich in einem langen, tiefen Blicke.

Und als der Prediger Krolli einige Zeit später ins Haus trat, da führte ihn der Bauer an das Totenbett seiner Tochter, und mit einer Stimme, aus der es klang wie Dank und Ruhen sprach er: „Sie hat uns lieben gelehrt! Das tut uns not, mein Bruder!“

— Ende —

Aus einem Amerika-Buch.

Es ist eine alte Erfahrungstatsache: Immer wenn ein Verwandter oder Bekannter von jenseits des großen Wassers herüberkommt, kann er uns Dinge erzählen, die unsere



Zwischendeck.

Phantasie und unser Gemüt in lebhafte Bewegung versetzen. Amerika ist für uns kulturlangsame Europäer ein Wunderland; mit Riesenschritten geht es dem Kulturideal entgegen, das wir aus Bellamys berühmtem Roman kennen. Etwas ganz anderes ist es, diese Dinge aus gelegentlichen Zeitungsnotizen zu vernehmen oder sie sich erzählen zu lassen aus dem Munde oder aus der Feder dessen, der dabei gewesen. Das Neueste bringt uns jeweilen der Zuleztangekommene; und an Neuigkeiten gibt es drüben gerade so viele, wie es Augen gibt, sie zu sehen, und Ohren, sie zu hören. Darum ist auch das Buch über Amerika nie ausgeschrieben, ist jedes neue das geschrieben wird, neu und interessant. Bleibt natürlich die Voraussetzung, daß der Verfasser seine Eindrücke anschaulich und beredt wiederzugeben versteht. Und die Voraussetzung, daß er hinübergewandert mit den neugierigen Augen des Neulings, dem eben gerade das auffällt und der das beachtenswert und interessant findet, was auch uns fesseln würde.

Diese Voraussetzungen treffen zu beim Verfasser des Buches^{*)}, dem wir die nachstehenden Schilderungen entnehmen. Der bekannte bernische Buchhändler, Dr. A. Francke, hat die Erlebnisse einer Amerika-Reise, die er diesen Sommer

^{*)} **fünf Wochen im Osten der Vereinigten Staaten und Kanadas.** Reiseerinnerungen von einem, der seinen Bruder besuchte. Mit 41 Ansichten nach Aufnahmen des Verfassers. Bern, Verlag von A. Francke, 1913.